

Französische Schützengrabenzeitungen.

Die ersten Zeitungen, die überhaupt das Licht der Welt erblickten, waren Kriegszeitungen, waren fliegende Blätter, die die Kunde von Schlachten und Siegen der Welt mitteilten. Der erste Weg, den die Zeitung machte, war der Weg von der Front ins Hinterland. Zwischen Brief und Rundmachung stehend, war die Zeitung halb Pamphlet und halb Dichtung. Und so sehr sie sich auch entwickelt haben mag, die Eierschalen ihrer ersten Jugend haften ihr immer noch an. Sie ist, von der Technik aufs höchste ausgebildet, das seltsamste Kunstwerk geworden, das es gibt: in ihren besten und wichtigsten Teilen immer noch das, was sie in ihren primitivsten Anfängen war, Mitteilung und Rundmachung, Pamphlet und Dichtung. Es sind viele Jahre her, da sprach ich einmal in London mit Stead, dem Gründer und Herausgeber der „Review of Reviews“, einem der genialsten Zeitungsmänner des 19. Jahrhunderts. (Er ist bekanntlich mit der „Titanic“ ertrunken.) Wir sprachen über die Zukunft der Zeitung und die Zeitung der Zukunft. „Die ideale Zeitung“, sagte Stead, „wird nur Tatsachen enthalten — nichts als Tatsachen, ohne den geringsten Kommentar. Je höher

ein Lesepublikum geistig steht, desto weniger bedarf es der Deutung und Erklärung einer Tatsache. Unsere heutigen Zeitungen aber,“ so meinte der Engländer, „stellen den Kommentar, die Deutung, die Erklärung in den Vordergrund. Man kauft, liest und abonniert Zeitungen, nicht weil sie eine größere Fülle von Tatsachen bringen, sondern weil man sich für die Sauce, in der die Tatsachen serviert werden, interessiert. Die Zukunft wird dem journalistischen Saucekünstler den Garaus machen. „Facts, facts, facts!“ Das ist das Programm der Zukunft.“

Diese etwas nüchterne Auffassung des Zeitungswesens vergißt aber, daß die Zeitung nicht nur von der Mitteilung und Rundmachung, sondern auch von der Dichtung herkommt. Sie hat nicht nur den Zweck, zu unterrichten und zu belehren, also Tatsachen zu verbreiten, sondern auch die Absicht, zu unterhalten. Sie ist ein Literaturzweig geworden. Der große Journalist benützt die Form des Artikels wie der Epiker die Form der Dichtung. Die Tatsache ist ihm nur der Ausgangspunkt, um seine Meinungen, seine Gedanken, seine Empfindungen auszudrücken, um seiner Phantasie ein Feld zu bieten. Ein Journalist, in dem kein Dichter steckt, hat, um Bismarcks berühmtes Wort umzudeuten, seinen Beruf verfehlt. Ja wenn wir recht untersuchen, so liegt die große Macht der Zeitung heute vor allem in ihren — dichterischen Elementen. Der Volksredner und auch der Volksaufwiegler von einst ist unter die Leitartikler gegangen, und was moderne Demagogie auf journalistischem Gebiete leisten kann, dafür werden die italienische und die rumänische Presse im Weltkrieg ein bleibendes Deutmal sein. Niemals noch, seitdem es Jour-

nale gibt, hat die Zeitung eine so wichtige, einschneidende, ja entscheidende Rolle gespielt wie jetzt im Kriege. Und man versteht das Wort eines der kügsten Diplomaten von heute: „Der Krieg wäre vielleicht schon zu Ende, wenn es keine Zeitungen gäbe.“ In dieser Beziehung aber darf die Presse der Zentralmächte nicht mit der Presse der Entente verwechselt werden. Sie hat ihre Besonnenheit, ihre hohe Mission, das Vertrauen zu unterstützen, die Daheimgebliebenen zu stärken, für Verständigung zu sorgen, keinen Augenblick außer acht gelassen. Im gegnerischen Lager aber schien es stets die Aufgabe der Presse, nicht der Verständigung, sondern dem Haß, dem fürchterlichsten aller menschlichen Mißverständnisse, das Wort zu reden.

Ich bin scheinbar von meinem Thema weit abgeschweift. Nicht von der Tagespresse wollte ich ja reden, nicht von der Presse, die an der Tatsache hängt und ihrer als Hauptgegenstand aller Betrachtungen nie entraten kann, sondern von jenen Zeitungen, die keinen andern Zweck verfolgen, als die Leser zu zerstreuen, zu unterhalten, von den Tatsachen abzulenken. Und es erscheint seltsam und paradox genug, daß es gerade Kriegszeitungen sind, die sich ein solches Ziel gesetzt haben. Die fliegenden Blätter, die jetzt von der Front als Kuriositäten für Sammler ins Hinterland kommen, erinnern in ihrer primitiven Ausstattung an die ersten Kriegszeitungen. Aber waren jene blutig ernst, so pflegen diese den Humor. Die Aufgabe jeder heutigen Kriegszeitung erscheint es, mit Humor über die Stunde hinwegzuhelfen. Die Schützengrabenzeitungen sind alle lustig. Und was noch viel befremdlicher, aber auch viel charakteristischer ist, sie sind meistens von einer

— man verzeihe mir das ungewollte Wortspiel — entwaffnenden Harmlosigkeit.

Vor kurzem hat die französische militärische Buchhandlung Berger-Levrault eine hübsche und lustige Anthologie der Frontzeitungen herausgegeben. Es gibt heute mehr als sechzig Schützengrabenzeitungen in Frankreich. So groteske, barocke, drollige Namen sie haben, der Ton ist fast überall der gleiche. Es ist der Ton der gutmütigen Fröhlichkeit, des Späzes, der sich lachend auf beide Schenkel schlägt. Das ist um so wichtiger festzustellen, als der Witz, der aus den französischen Karikaturen des Weltkrieges spricht, alle Records des blutigen, grausamen, haßgetränkten Verleerertums des Hohnes, des Hasses und der Verachtung geschlagen hat. Aber die in den Schützengraben lachen ganz anders als die daheim. Es fällt ihnen nicht ein, den Feind, dessen Tapferkeit sie kennen, zu verunglimpfen oder zu verhöhn. Das bemerkt auch ausdrücklich Pierre Albin in seiner Vorrede. Natürlich lacht der Poilu im Schützengraben über den Woch da drüben. Aber „dieses Lachen setzt die Kraft und die Tapferkeit des Feindes, wenn beide in Erscheinung treten, durchaus nicht herab. Dieses Lachen münzt eine Niederlage nicht in einen Sieg um. Es kennt sehr gut die Größe der Aufgabe, die der Franzose noch zu erfüllen hat. Es ist nicht erkungen, als Antwerpen und Lille fielen. Es hat noch niemals einen flüchtigen Rückzug als Vorrücken gedeutet. Ja es muß einmal gesagt werden: An der Front herrscht ein Sinn für die Wirklichkeit, von dem wir armes Volk im Hinterland lernen sollten. Die Schützengrabenpresse ist voll Heiterkeit, aber diese Heiterkeit ist kein dummer Optimismus. Wenn sie mit Freude jeden Schlag unterstreicht,

den der Feind empfangt, so vergißt sie auch nicht die Schläge, die der Feind austeilte. An der Front gibt es keinen Schwindel. . . .“

Diese Schützengrabenzeitungen, die uns das hübsche Buch in einer reichen Auswahl vorführt, bestehen aus Vers und Prosa. Der lustige Vers überwiegt. Die Zeitungen, im kleinen und kleinsten Format, sind gewöhnlich nur vier Seiten stark und werden meistens autographisch vervielfältigt. Manche werden auch gedruckt, bald in einer Stadt hinter der Front, bald in Paris. Fast alle sind illustriert. Die Herausgeber sind nicht nur Dilettanten, man findet unter den Chefs und Mitarbeitern auch viele Leute vom Fach, Zeichner, Dichter, Montmartresänger usw. Manche Blätter haben eine ganz kleine Auflage, manche bringen es auch bis zu 13,000 und 15,000 Exemplaren. (Alle Blätter werden vom Ministerium des Neußern und von der Pariser Stadtbibliothek gesammelt.) Ein seltsamer Anblick: Der Weltkrieg, aus dem Schützengraben gesehen! Keine Spur von der Phantastik und Romantik der großen Presse. So urteilt, so lacht der behagliche Spießer, der im Poilu steckt. Die Kraft der Witz verliert sich freilich schon bedenklich auf dem Weg vom fliegenden Blatt ins Buch. Wenn nun gar der Staub der Jahre über den Sammlungen liegen wird, dann wird der Historiker der Zukunft, der an der Hand dieser Zeitungen die Psychologie des Soldaten im Weltkriege studieren wollen, den Mund zu keinem Lächeln mehr verziehen. Ist also auch die Kollektion als Sammlung von Witz und Humor durchaus nicht hervorragend, so bietet sie in anderer Beziehung ein ungemein großes Interesse: Sie ist eine Fundgrube für den Sprachforscher.

Von allen Kultursprachen ist die französische diejenige, die sich am besten zu bereichern versteht, und zwar dadurch, daß die Worte des Argot, des Rotwelsch der einzelnen Berufe, der niederen Schichten, der Vororte in die besseren Kreise aufsteigen, bis sie endlich salonfähig werden und von der Akademie die Sanktion erhalten. Es gibt eine Anzahl Worte, die noch vor einigen Jahren nur von Apachen gebraucht wurden und die man nur auf dem Montmartre hören konnte und die man heute in den Werken der ersten Schriftsteller findet. In dieser Beziehung ist die deutsche Schriftsprache viel zurückhaltender und viel abgeschlossener. Das hinaufsteigen der Worte von unten nach oben ist bei uns sehr selten. Jargon- und Argotworte werden bei uns immer als solche empfunden. Darum ist auch der Kampf gegen Fremdworte in Frankreich kaum möglich. Wenn der Franzose ein Fremdwort braucht, so assimiliert er es. Bei uns aber trägt das Fremdwort, auch wenn es noch so sehr und noch so lange in Verwendung steht, immer noch sein fremdländisch Gewand, das es als Eindringling kennzeichnet. Der Krieg hat nun eine wahre Sturmflut von Argotwörtern aus der Tiefe ans Licht geschafft und hat neue Worte geprägt. Archaismen, längst vergessene Worte aus dem 15. und 16. Jahrhundert tauchen wieder auf, Provinzialismen machen sich breit, ganz neue Worte werden geformt. Manche dieser neuen Worte kann man etymologisch analysieren. Warum aber zum Beispiel nennt der Poilu seine geliebte Stadt Paris jetzt P a n a m? Andre Worte wieder haben eine ganz komische Geschichte. Der Kavalleriesäbel heißt Z i g o m a r. Warum? Das ist eine ganze Geschichte, und zwar eine Kino-